



IX. Aus den Legenden, Novellen und Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach



n der Gereonskirche zu Köln lebte vor kurzem ein Stifths herr Werimbold, der aus edlem Geschlecht stammte und sehr einträgliche Pfründen innehatte. Er war aber von Natur so einfältig, daß er nicht einmal addieren, sondern immer nur eins mit eins zusammenrechnen konnte. Er hatte einmal in seiner Küche eine ganze Menge Schinken hängen, und damit ihm keiner abhanden kommen könne, zählte er sie so: „Hier ein Schinken und sein Genosse, hier ein Schinken und sein Genosse“ usw. Einer wurde ihm aber von den unredlichen Dienstleuten gestohlen, und als er bald darauf wieder in die Küche kam und die Schinken zählte, merkte er aus der ungleichen Zahl, daß einer verschwunden war. Da rief er aus: „Mir ist ein Schinken abhanden gekommen“, und die Dienstleute lächelten und sagten: „Herr, er wird sich schon wieder finden!“ Als er hinausgegangen war, nahmen sie einen zweiten Schinken weg, so daß die Zahl wieder eine gleiche wurde. Dann holte man Werimbold wieder, und als er von neuem zählte und die Zahl gleich fand, sagte er freundlich zu ihnen: „Es ist gut, ihr Herren, ich hätte doch schweigen können!“

Wollten sich die Diener einen guten Tag machen und einen

Schmaus veranstalten, dann meinten sie zu Werimbold: „Herr, warum sorgt Ihr nicht besser für Euch? Ihr seid ja ganz krank!“ Wenn er dann fragte: „Woher wißt ihr das, meine guten Leute?“ — dann sagten sie: „Das sehen wir an Euren Haaren, sie sträuben sich nach oben.“ Nun wurde er ins Bett gebracht, und die Diener taten sich an den herrlichen Speisen gütlich, die angeblich für seine Krankheit zubereitet waren.

Von dieser Einfalt hörte einst ein Bauer, der ein niederträchtiger und verschlagener Mensch war, weil seine Vorfahren schon seit den ältesten Zeiten Hörige gewesen. Mit verstellter List sprach er zu Werimbold: „Herr, ich kann es nicht länger mit ansehen, daß Euer Geld und Gut so schamlos verschleudert wird. Denn ich bin Euer Höriger, und es ist daher billig und gerecht, daß ich Euch, meinem adligen Herrn, redlich diene und Euer Vermögen in meinen treuen Schutz nehme.“

Der Stiftsherr ging wirklich in die Falle und vertraute seinem Hörigen alles an. Raun aber hatte sich der Herr schlafen gelegt, so saß sein Verwalter mit den übrigen Dienstleuten am behaglichen Feuer und hielt mit ihnen große Trinkgelage. Einst hatte er einen Spielmann dazu geladen, und als dieser zum Saiteninstrument seine Gefänge vortrug, wachte der Herr auf. Doch der Hörige trat ihm entgegen und fragte ihn: „Wohin wollt Ihr gehen, Herr?“ Werimbold erwiderte: „Ich habe eine äußerst liebliche Weise gehört, weiß aber nicht, woher sie kam.“ „Gehet wieder zu Bett,“ sagte der Hörige, „die Mönche in Deutz fangen soeben zur Orgel.“

Es geschah nun mit göttlichem Willen, daß Werimbold in der Kirche zum hl. Gereon zum Kellermeister erhoben wurde. Diese Kirche hat aber sehr bedeutende und reiche Einkünfte. Und es erging ihm wie einst Joseph, der nichts kannte als das Brot, das er aß, und auch dieses nicht ganz genau; da aber dem Herrn die Einfalt des Herzens genehm ist, so kam er diesem Mangel zu Hilfe und segnete alles, woran er Hand anlegte. Als nämlich Werimbold einmal in den Kornspeicher kam und darin eine Menge Raten umherlaufen sah, konnte er kaum die Stunde des Kapitels abwarten, und alsbald warf

er sich dem Dekan zu Füßen und bat ihn unter Verzicht auf die Schlüssel, ihn von seinem Amte entheben zu wollen.

Der Dekan und die Brüder fragten ihn nun: „Guter Werimbold, was ist der Grund zu diesem Verzicht?“ „Ich mag den Schaden unsrer Kirche nicht länger mit ansehen!“ „Welchen Schaden meinst du denn, der unsre Kirche betroffen hat?“ „Ich habe heute auf dem Kornspeicher eine Menge Raten gesehen, sie werden euren ganzen Kornvorrat verzehren.“ „Raten fressen kein Getreide,“ hielt man ihm ein, „sondern halten es von Mäusen rein!“ Lange mußte man ihn bestürmen, das Schlüsselamt wieder zu übernehmen, denn man wußte wohl, daß Gott die Kirche um seiner Einfalt willen segne.

Ein anderes Mal hatte er aus verschiedenen Zinsleistungen Geld in mehreren Münzsorten eingenommen, und einer der Dienstleute hatte sich mit einem Teil des Geldes aus dem Staube gemacht. Als er den Verlust entdeckte, klagte er heftig darüber, doch als man ihn trösten wollte, meinte er: „Ich jammere nicht über den Verlust, sondern über die Gefahr! Die gestohlenen Denare sind ja dem Diebe nicht geschenkt worden, und wenn man den Unglücklichen ergreifen wird, so wird man ihn verurteilen, und ich allein trage die Schuld an seinem Tode.“

Hier könnte man einhalten, daß man solche Leute in unserer Zeit nicht zu Kellermeistern erheben würde. Indes die Zeiten ändern sich und auch die Menschen. Und heute noch geschieht es gar nicht selten, daß die Gotteshäuser unter einfältigen Prälaten und Offizialen in weltlichen Dingen viel Nutzen haben, während sie unter der Verwaltung von schlaun und weltklugen Leuten Einbuße erleiden.

Als der Erzbischof Rainald (von Dassel) in Köln herrschte, nahm man mehrere Ketzer in der Stadt fest, und nachdem sie von unterrichteten Leuten befragt und ihre Ansichten als falsch erklärt worden waren, übergab man sie dem weltlichen Gericht zur Verurteilung. Sie wurden zum Feuertode verurteilt, und als die Exekution beginnen sollte, bat einer von ihnen namens Arnold — die übrigen nannten ihn ihren Meister — um Brot und ein Becken mit Wasser.

Manche wollten dem Verurteilten diesen letzten Wunsch erfüllen, aber einige erfahrene Männer meinten, das dürfe nicht geschehen, denn es könnte dabei Teufelswerk sich ereignen, das den Schwachen Argernis und Verderben bringen würde. Ich weiß auch, um welchen Irrwahn es sich hier handelt. Nämlich vor drei Jahren wurde vom König von Spanien ein anderer Ketzer ergriffen und verbrannt, und dieser forderte dasselbe, um damit eine gotteslästerliche Kommunion anzustellen, die den Seinigen eine Wegzehrung zur ewigen Verdammnis werden mußte.

Nämlich ein spanischer Abt unseres Ordens, der unser Kloster kürzlich aufsuchte und vordem mit seinem Bischof und anderen Prälaten über jenen Ketzer zu Gericht gesessen hatte, erzählte uns, der Mensch hätte gesagt, jeder beliebige Christ sei imstande, auf seinem eignen Tische und mit dem Brot, das er esse, den wahren Leib Christi hervorzurufen. Jener Spanier aber, der das gesagt hat, war ein Schmied.

Die Ketzer in Köln wurden aus der Stadt geführt und in der Nähe des Judentkirchhofs auf den Scheiterhaufen gebracht. Und viele haben es mit angesehen, daß Arnold, als sie schon alle tüchtig brannten, seine Hand auf die schon halbversengten Köpfe seiner Schüler legte und dazu die Worte sagte: „Seid beständig in eurem Glauben, denn heute noch werdet ihr in die Gemeinschaft mit dem heiligen Laurentius kommen.“ Ihre Ketzerei stand freilich weit ab vom Glauben des Laurentius.

Unter diesen Ketzern befand sich auch eine schöne Jungfrau. Da sie das Mitleid von vielen erregt hatte, so befreite man sie vom Feuertode und stellte ihr frei, entweder zu heiraten oder ins Kloster zu gehen. Als sie aber anscheinend auf alles wörtlich eingegangen war, fragte sie, nachdem ihre Gefährten verbrannt waren, ihre Hüter: „Wo liegt jener Verführer?“ Und als man ihr die verkohlte Leiche Arnolds gezeigt hatte, entwand sie sich den Armen ihrer Begleiter, verhüllte ihr Antlitz mit dem Kleide und warf sich mit Inbrunst auf den Toten; freiwillig wählte sie den Feuertod, um mit jenem Arnold ewig in der Hölle zu schmachten. —

Bruder Wilhelm, der einst unser Kämmerer und vor seinem

Eintritt ins Kloster Kanonikus in Utrecht gewesen war, hatte als junger Mann das Kreuz genommen und war zur Eroberung des heiligen Grabes nach Palästina übers Meer gezogen. Bevor sein Schiff in den Hafen von Akkon eingelaufen war, hatten er wie seine Begleiter an verschiedenen Stellen nahe bei der Stadt vor Tagesanbruch leuchtende Fackeln gesehen, und als man die Schiffer nach der Ursache fragte, sagten diese, es sei jetzt heiße Sommerszeit und deshalb habe man der Kühlung wegen bei der Stadt die Zelte aufgeschlagen. Bei dieser Antwort beruhigten sich die Kreuzfahrer.

Sie kamen dann in den Hafen und erkannten nun, daß die Stadt den Sarazenen in die Hände gefallen war, wie ja zu jener Zeit unter der Regierung Kaiser Friedrichs das ganze Heilige Land durch Saladin, den König Syriens, erobert worden war.

Damals befand sich Noradin (Nur-eddin), der Sohn Saladins, in der Stadt, ein Mann von überaus frommer und wohlthätiger Gesinnung. Als dieser das christliche Schiff im Hafen sah und den Grund seiner Ankunft ahnte, da es ein einziges war, empfand er Mitleid mit den darauf befindlichen Christen und schickte einen vornehmen Muselmann, der gut Französisch sprach, mit einem Helm dahin ab und ließ den Christen sagen, sie hätten keinen Grund, um ihr Leben besorgt zu sein.

Die Kreuzfahrer waren allerdings bis zur Ankunft jenes Gefandten in Zweifel darüber, ob sie getötet oder nur gefangen genommen würden. Bei ihnen befand sich auch ein vornehmer aber schwerkranker Herr aus Schwaben namens Christian, der fast in seinen letzten Zügen lag. Er übersandte durch jenen Muselmann alle seine prächtigen Waffen an Noradin und ließ ihn bitten, das Leben seiner Genossen zu schonen. Er sagte: „Ich hatte allerdings gelobt, mit diesen Waffen Christus drei Jahre zu dienen, ich sehe aber klar, daß das Schicksal anders über mich bestimmt hat.“

Mit dem Muselmann wurden zugleich mehrere Christen an Noradin geschickt, welche dies Geschenk zu überbringen hatten; unter ihnen befand sich Bruder Wilhelm, der gleichfalls gut Französisch verstand. Als Noradin die übersandten Geschenke erblickte, nahm er sie mit

Manitius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

großer Ehrfurcht in Empfang und küßte sie alle einzeln; er ließ dem Schwerkranken sagen, daß er ihn selbst besuchen wolle.

Der vornehme Schwabe war aber soeben gestorben, und man hatte ihn alsbald mit einem großen Stein ins Meer versenkt; seinen Platz in der Krankenkammer nahm ein anderer adliger Herr ein, der auch an schwerer Krankheit darniederlag. Als nun Noradin am nächsten Morgen auf das christliche Schiff kam, bedankte er sich für die übersandten Geschenke, setzte sich zu dem Kranken und unterhielt sich mit dem Arzte, den er mitgebracht hatte, sehr angelegentlich über die mögliche Genesung.

In seiner Güte hatte er auch überaus köstliches Obst für den Kranken mitnehmen lassen, das, wie er angab, aus dem Garten seines Vaters bei Damaskus stammte. Zu dem Kranken gewendet aber sagte er: „Um deinetwillen werde ich allen Christen Gutes tun.“ Man bat ihn dann um bewaffnetes Geleit nach der Stadt Jerusalem, die damals noch nicht von den Muselmännern erobert war. Das lehnte er jedoch mit den Worten ab: „Es wäre für euch wenig sicher und für mich nicht ehrenvoll, wenn die Räuber, die jetzt auf allen Straßen den Reisenden auflauern, euch angriffen und das Geleit, um das ihr mich bittet, niedermetzten.“

Dann stieg Noradin aus dem Schiff, nachdem er von dem Kranken und dessen Gefährten Abschied genommen und ihnen die Erlaubnis gegeben hatte, frei in ihr Vaterland zurückzukehren; gegen künftige Angriffe der Sarazenen hatte er ihnen sogar einen Abdruck des königlichen Wurfsspeers als Schutz mitgegeben.

Der oben erwähnte vornehme Muselman wurde aber vom Bruder Wilhelm nach Akkon zurückbegleitet, und unterwegs fragte ihn Wilhelm: „Sage, o edler Jüngling, wie halten die Christen in Eurem Lande ihr Gesetz?“ Jener wollte die Wahrheit nicht gestehen und antwortete: „O, ganz gut!“ Darauf sagte der Admiral der Sarazenen, der jene geleitete: „Ich will dir das Gesetz nennen, nach welchem die Christen in diesem Lande leben. Mein Vater war ein vornehmer Mann und gehörte zu den Großen des Landes. Er schickte mich zum König von Jerusalem, um an dessen Hofe Französisch zu

lernen, und der König schickte wiederum seinen Sohn zu meinem Vater, damit er die sarazenische Sprache erlerne. Aus diesem Grunde kenne ich das Leben bei den Christen dieses Landes vollständig. Ich will es dir mitteilen.

„Es gab in Jerusalem keinen noch so reichen Bürger unter den Christen, der nicht um Geld seiner Schwester, seiner Tochter, ja sogar seiner Gattin Ehre der Sinnelust der Fremden geopfert und den Fremden auf solche Weise ihr wohlervorbenes Geld aus der Tasche gezogen hätte. Sie alle waren in hohem Maße den Begierden der Kehle und der Fleischeslust ergeben, sie unterschieden sich kaum vom Vieh.

„Und die Hoffart herrschte so in ihnen, daß sie sich gar nicht darin genug tun konnten, auszufinnen, wie sie ihre Kleider auschnitten, oder eng anliegen ließen, oder mit Fransen behingen. Ebenso machten sie es mit ihren Schuhen. Betrachte meine Kleider und Schuhe, sie sind rund und weit, einfach und schlicht.“ Bruder Wilhelm berichtete uns später, daß er allerdings weite und lockere Ärmel hatte wie ein Mönch. Nirgends war an seinen Kleidern eine Vielheit von Falten zu sehen, nirgends ein besonderer Ausputz zu bemerken, obwohl der Stoff kostbar genug war.

„Du siehst“, fuhr er fort, „wegen welcher Fehler Gott den Besitz des Landes den stolzen und hoffärtigen Christen wieder genommen hat, er konnte nicht länger ihre Ungerechtigkeiten dulden. Glaubst du etwa, daß wir das Land durch unsere Kraft gewonnen hätten? Gewiß nicht! Übrigens fürchten wir keinen von Euren Königen, auch nicht einmal Euren Kaiser Friedrich. Nein, wir wissen nämlich aus unsern Büchern, daß ein christlicher Kaiser Otto aufstehen wird, um dieses Land und die Stadt Jerusalem dem christlichen Glauben zurückzugeben.“

Als wir solches hörten, waren wir überzeugt, daß diese Prophezeiung sich auf Kaiser Otto (IV.), den Sachsen, beziehe; freilich ist dieser vor einigen Jahren gestorben. Übrigens bewies sich Saladin in jener Zeit gegen die Christen überaus menschlich. Als nämlich das Christenheer von seinen Soldaten zum Teil getötet, zum Teil gefangen

genommen war, erlaubte er den noch verbleibenden Resten der christlichen Ansiedler, die sich ihm freiwillig ergaben, den Aufenthalt in seinen eignen Städten, freilich unter sorgfältiger Bewachung von Seiten der Muselmänner.

Als dann einige Zeit verstrichen war, ließ Saladin in den Städten Umfrage halten, wie die Christen sich verhielten. Man antwortete ihm: „Herr, nicht anders leben sie als wie die Tiere: Spiel, Völlerei und Sinnlichkeit beschäftigen sie vollständig.“ Da erzürnte der Herrscher und ließ alle Christen austreiben. — Wehe, was der Jude verschmäht und der Muselman verdammt, das hat der Christ sich zur Richtschnur für sein Leben erkoren! — (Vielleicht ist Lessings „Nathan“ durch diese Erzählung mit beeinflusst worden.) —

Im Dorfe Hohenbach wohnte einst ein Ritter namens Gerhard. Seine Enkel sind heute noch am Leben, und im ganzen Dorfe wird sich wohl niemand finden, der von dem Wunder nichts wüßte, das ich jetzt erzählen will.

Gerhard liebte den heiligen Apostel Thomas so innig und ehrte ihn so sichtbar vor allen andern Heiligen, daß er keinem Armen eine Gabe verweigerte, wenn sie im Namen des heiligen Thomas erbeten wurde. Außerdem hatte er sich gewöhnt, seinem Schutzpatron auch in anderer Weise zu dienen, indem er ihm reichlich Gebete, Fasten und Messen weihte. Eines Tages aber pochte mit Gottes Erlaubnis der Teufel, der geschworene Feind aller Guten, im Gewand eines Pilgers an die Tür des Ritters und bat ihn im Namen des heiligen Thomas um Obdach. Er wurde augenblicklich eingelassen, und da es kaltes Wetter war und der Teufel zu frieren vorgab, so übersandte ihm der Ritter sein eignes Pelzswams, um sich in der Nacht damit zuzudecken.

Doch am nächsten Morgen waren Pilgrim und Pelz verschwunden, und die Frau des Ritters ließ es an Vorwürfen gegen ihren Mann nicht fehlen: „Wie oft hast du dich schon von solchem elenden Gefindel täuschen lassen,“ sagte sie, „und trotzdem kannst du deinen Aberglauben noch nicht aufgeben!“ Er entgegnete ihr mit völligem Gleichmut: „Sei ruhig, der heilige Thomas wird mir diesen Schaden schon ersetzen!“

Der Teufel hatte aber durch den Pelzdiebstahl den Ritter zum Zorn reizen und in seinem Herzen die Liebe zum heiligen Thomas auslöschen wollen. Indes, was zum Verderben des Ritters eronnen war, das ging ihm zum Guten aus, und er wurde ebenso sehr in der Liebe zu seinem Heiligen bestärkt, als der Teufel beschämt wurde.

Nämlich Gerhard beschloß bald darauf, eine Reise zum Grabe des heiligen Thomas zu unternehmen. Als er zum Abschied gerüstet war, brach er vor den Augen seiner Frau einen goldenen Ring in zwei Stücke und hielt sie aneinander; den einen Teil gab er ihr, den andern behielt er selber und sagte zu ihr: „Diesem Zeichen mußt du Glauben schenken. Ich bitte dich nämlich, fünf Jahre auf meine Rückkehr zu warten. Ist die Zeit verstrichen, dann kannst du dich wieder verheiraten.“ Sie versprach ihm, gehorsam zu sein.

Große und weite Länderstrecken mußte Gerhard auf seiner Reise durchziehen, und nach Ertragung von allerhand Mühseligkeiten langte er in der Stadt des heiligen Thomas an. Dort wurde er so ehrenvoll und liebenswürdig aufgenommen, als hätte er schon lange zu den Bürgern der Stadt gehört, was er der Gunst seines Heiligen zuschrieb. Als er nun dessen Grabkirche betrat und hier seine Gebete verrichtete, indem er sich, seine Gemahlin und sein ganzes Haus dem Schutzpatron anempfehl, gedachte er plötzlich des Zeitpunktes, den er seiner Gemahlin bei der Abreise gesetzt hatte.

Nämlich gerade an jenem Tage waren die fünf Jahre verstrichen. Ein Seufzer entrang sich ihm und er sagte: „Wehe mir, bald wird sich meine Frau an einen andern Mann verheiraten!“ Er wußte nicht, daß Gott seine Reise absichtlich verzögert hatte um dessen willen, was jetzt kommen sollte. Traurig blickte er in die Weite, da sah er den Teufel in seinem alten Pelzwams spazieren gehen.

Der Teufel trat auf ihn zu und fragte: „Kennst du mich, Gerhard?“ „Dich kenne ich nicht, wohl aber meinen Pelz.“ „Ei, ich bin doch derjenige, welcher einst zu dir kam und dich im Namen deines Heiligen um ein Obdach bat und dir dein Wams entführt hat! Dafür bin ich genug gestraft worden. Ich bin nämlich der Teufel, und es ist mir jetzt aufgetragen worden, dich in deine Heimat

zurückzubringen, bevor noch die Menschen sich dort schlafen legen. Denn du mußt wissen, dein Weib hat einem andern Manne die Hand gereicht und sitzt eben mit ihm beim Hochzeitschmaus."

Und kaum hatte der Teufel dies gesagt, so hob er den Gerhard empor und entführte ihn mit Windeseile vom äußersten Osten bis zum Westen, nämlich von Indien nach Deutschland, so daß er ihn um die Zeit der Abenddämmerung in seinem Hofe niedersetzen konnte. Wie ein Fremder trat Gerhard in sein Haus. Dort saß sein Weib an der Tafel mit dem neuen Bräutigam. Er ging näher heran und warf den Teil des Ringes, den er behalten, in ihren Becher. Sie hatte ihn beobachtet und zog den halben Ring aus dem Weine, und da das Stück mit dem zusammenpaßte, das ihr geblieben war, so wußte sie jetzt, daß ihr totgeglaubter Mann zurückgekehrt sei.

Augenblicklich stürzte sie auf ihn zu und umarmte ihn stürmisch. „Es ist mein lieber Gerhard, mein Mann“, rief sie und verabschiedete sich von ihrem Bräutigam. Dieser war natürlich betreten, doch Gerhard schickte ihn nicht so schnell aus dem Hause, sondern behielt ihn aus Höflichkeit noch eine Nacht bei sich. —

Ein Kleriker hat mir folgende interessante Geschichte erzählt. Die Geliebte eines Priesters war dem Tode nahe, und in der Angst, die sie vor dem Sterben empfand, bat sie flehentlich um ein Paar neue Schuhe mit recht kräftigen Sohlen: „Begrabt mich in den Schuhen,“ sagte sie, „sie werden mir sehr nötig sein.“

Man gewährte ihr die Bitte. In der nächsten Nacht aber trabte ein Ritter mit seinem Knappen noch lange vor Anbruch des Morgens bei hellstem Mondenschein seines Weges, als in der Nähe lautes Jammergeschrei eines Weibes vernehmlich wurde. Die beiden Reiter wunderten sich, was das zu bedeuten habe, aber im selben Augenblick stürzte ihnen schon ein Weib im tollsten Laufe entgegen, das wiederholt schrie: „Helft mir, helft mir!“ Der Ritter stieg alsbald vom Pferde und beschrieb mit seinem Schwert einen Kreis um sich, dann nahm er die Frau, die er ganz gut kannte, hinter sich aufs Pferd. Sie war nur mit dem Hemd und den neuen Schuhen bekleidet.

Raum war man weitergeritten, so hörte man aus der Ent-

fernung solche Töne, als ob ein Jäger gewaltig in sein Horn stieße und kläffendes Gebell der Jagdhunde ihm voranginge. Als die Frau dies vernahm, fing sie entsetzlich an zu zittern, und als der Ritter die Ursache ihrer Furcht von ihr erfahren, wand er sich ihre Haarflechten um den linken Arm und hielt in der Rechten das Schwert zum Angriff bereit.

Bald kam der wilde Jäger der Hölle an die Reitenden heran, und die Frau rief in ihrer Todesangst dem Ritter zu: „Laßt mich vom Pferd herab! Ich muß fliehen! Er kommt und will mich holen!“ Doch der Ritter hielt sie nun um so fester, während sich die Unglückliche mit aller Macht dagegen sträubte. Endlich riß sie sich mit Verlust ihres Haares los und flog in wilder Hast dahin. Aber der wilde Jäger holte sie bald ein, ergriff sie und warf sie auf sein Pferd, so daß Kopf und Arme von der einen Seite des Tieres herabhingen, während die Beine auf der andern Seite in der Luft herumschlotterten. In wenig Augenblicken jagte der Wilde mit seiner Beute an dem Ritter vorbei.

Am nächsten Morgen kehrte der Ritter in sein Dorf zurück und erzählte, was ihm begegnet war. Als man ihm nicht glaubte, zeigte er die Haare der Frau, und nachdem man das frische Grab geöffnet hatte, bestätigte der Anblick der Leiche, daß die Frau ihr Haar verloren. Solches hat sich im Mainzer Sprengel zugetragen. —

In der Stadt Neuß, die fünf Meilen von Köln entfernt ist, lebte ein Bürger, der eine schöne Tochter namens Hildegund hatte, die er um so mehr liebte, als seine Frau schon tot war. Das Mädchen befand sich noch in zartem Alter, als der Vater mit ihm eine Pilgerreise nach Jerusalem machte. Doch auf der Rückkehr wurde er krank und starb in Tyrus; angesichts des Todes hatte er seine Tochter und seine ganze Habe seinem Diener auf die Seele gebunden. Der Diener brach jedoch dem Herrn die Treue.

Er war ein gottloser und habfüchtiger Mensch und empfand für den Toten nicht das geringste Mitleid. Ja, er verließ in der Nacht heimlich das Haus, ließ das Mädchen im Stich und fuhr mit einem Schiffe davon. Als das Kind am Morgen aufwachte, wurde

es in hohem Grade betrübt über die Untreue des Mannes, der mit der ganzen Habe des Vaters fortgefahren war; das Kind wußte nicht, wo es ein Unterkommen finden könnte, besonders, weil es von der Sprache des Landes nichts verstand.

Bald war das Mädchen dem Hungertod nahe, und um sich am Leben zu erhalten, ging sie ein Jahr lang in den Schulen der Stadt betteln, bis eines Tages deutsche Pilger ankamen, denen sie ihr Leid klagen konnte. Als sie unter Tränen um Mitleid bat, nahm sich einer der Pilger, der ein wohlhabender und guter Mann war, der Verlassenen an, tröstete sie und führte sie auf seinem Schiffe ins Vaterland zurück.

Damals befand sich die Trierer Kirche wegen der Doppelwahl in heftigem Zwiespalt, nämlich den Trierer Archidiacon Volmar begünstigte Papst Lucius als Erzbischof, während der Kaiser Friedrich die Partei des Dompropstes Rudolf ergriffen hatte. Es war unter diesen Verhältnissen schwer, an den Papst, der in Verona weilte, Briefe gelangen zu lassen, doch hatte die Kölner Kirche, die auf seiten der einen Partei stand, gerade wegen des Kirchenstreites einen Boten mit Briefen an den Papst geschickt.

Dieser Kölner fürchtete für sein Leben, und da sich Hildegund in seiner Begleitung befand und er sie ihrer kurzen Haare und ihrer Kleider wegen für einen Jüngling hielt, so bat er sie unter Zusicherung einer Belohnung, die in einem Stocke verborgenen Schreiben dem Papste zu überbringen. Er glaubte nämlich, daß ein Fußgänger weniger Verdacht erregen mußte als ein Reiter. Hildegund willigte ein.

Als sie in die Nähe von Augsburg gekommen war, begegnete ihr ein Mensch, der eben einen Diebstahl begangen hatte. Er bat sie, sich zu ihr gesellen zu dürfen, was sie ihm ruhig gewährte. Sie waren noch nicht weit miteinander gegangen, als der Dieb aus einem Geräusch zu entnehmen glaubte, daß er verfolgt werde. Er legte seine Last mit dem gestohlenen Gut neben Hildegund hin und schlug sich seitwärts in die Büsche. Jetzt kamen auch die Verfolger wirklich und ergriffen die Jungfrau. Sie wurde vor Gericht geführt, und da man

den Sack bei ihr gefunden, zum Tode am Galgen verurteilt, denn man mußte sie für die Diebin halten.

Das gestohlene Gut zeugte unbedingt gegen sie, und sie sah ein, daß hier mit Bitten und Einwänden nichts zu machen sei. Deshalb erbat sie sich einen Priester, und diese Bitte ward ihr gewährt. Sie erzählte ihm ihre Schicksale und was es mit diesem Wege bei ihr für eine Bewandnis habe. Als der Priester von der Nichtswürdigkeit des Diebes hörte und den Rohrstab sah, in welchem sich die Briefe an den Papst befanden, und das Mädchen sagte, wenn man jetzt schnell suche, werde man den Dieb ergreifen, so war er von Hildegunds Unschuld überzeugt, und der Hain wurde mit Netzen und Hunden umzingelt.

Es dauerte nicht lange, da hatte man den Dieb, und beide wurden nun vor Gericht geführt. Doch auch die Folter nützte nichts, um den Dieb zum Geständnis zu bringen: „Ich bin unschuldig,“ sagte er, „ich kann nicht eingestehen, was ich nicht begangen habe; dagegen ist der junge Mensch nach dem bürgerlichen Recht zu bestrafen, weil bei ihm der Raub gefunden wurde.“ Hildegund entgegnete: „Der Sack ist mir listig zugeschoben worden und ich will das anvertraute Gut dem rechtmäßigen Besitzer zustellen!“

„Ich leugne, daß ich den Sack gehabt habe,“ meinte der Dieb, „und überhaupt ist die Rede von nur einer Partei vor Gericht kein wirklicher Beweis!“ Darauf trat der Priester auf und sagte, daß Hildegund unschuldig und nur durch die List eines Betrügers umgarnt sei, und wenn man seinen Worten nicht glauben wolle, so solle man das Gottesurteil mit glühenden Eisen anwenden, um klarzusehen.

Diese Worte gefielen den Schöffen, und da die Hand des Diebes bei Tragen der glühenden Pflugschar verbrannte und die Hildegunds unberührt blieb, so wurde der Dieb nun sofort gehängt, und der Priester nahm hocherfreut das Mädchen zunächst in sein Haus auf. Aber auf den Rat des Teufels, der auf Hildegund erzürnt war, war die Verwandtschaft des Diebes über dessen Tötung in höchste Wut geraten, und es gelang ihr, das unschuldige Mädchen, welches durch das Gottesurteil aus höchster Gefahr befreit war, aus dem Hause

des Priesters zu locken und an Stelle des Diebes, den man ab-geschnitten hatte, an den Galgen zu bringen.

Aber ein Engel gesellte sich bald zu ihr, so daß sie keinerlei Schmerz zu erdulden hatte, sondern von dem herrlichen Duft seines Antlitzes erquickt wurde. Ja sie befand sich sogar im höchsten Glückszustand, denn in der Nacht vernahm sie eine äußerst liebliche Musik, wie sie niemand auf Erden vollbringen kann. Als sie fragte, was das zu bedeuten habe, antwortete ihr der Engel: „Die Seele deiner Schwester Agnes wird unter diesem Engelsgefang in den Himmel getragen, in zwei Jahren folgst du nach!“

So hing sie zwei Tage glücklich am Galgen, und Hirten, die in der Nähe ihre Herden weideten, wurden von Mitleid ergriffen und wollten ihren Leib herabnehmen und bestatten. Als sie aber den Strick abschnitten, fiel der Körper nicht mit seiner ganzen Last, sondern der Engel ließ ihn sanft hinabgleiten, und die Jungfrau stand auf der Erde. Da ergriffen die Hirten erschreckt die Flucht, der Engel aber sagte: „Gehe, wohin du willst, du bist frei.“ „Ich möchte nach Verona,“ antwortete Hildegund. Und augenblicklich wurde sie durch die Lüfte in die Gegend von Verona entführt. Der Engel berichtete nun weiter: „Die Stadt selbst liegt noch drei Meilen von hier, von Augsburg nach Verona aber werden sieben Tagereisen gerechnet.“

Hildegund vollbrachte in der Stadt, was sie vorhatte, und auf der Rückreise wurde sie auf Fürbitten einer heiligen Eremitin vom Abt Theobald als Novize in das Kloster Schönauf aufgenommen, das in einer ungemein reizenden Gegend liegt und seinen Namen davon erhalten hat. Der Abt glaubte, daß er es mit einem jungen Mann zu tun habe, und ließ Hildegund hinten auf seinem Pferde aufsitzen. Und als sie mit zarter, weiblich klingender Stimme zu ihm sprach, fragte er: „Bruder Joseph, du hast wohl deine Stimme noch gar nicht gewechselt?“ Sie antwortete ihm: „Nein, Herr Abt, ich werde sie wohl auch niemals wechseln.“

Sie hatte sich nämlich den Anschein gegeben, als sei sie ein Mann, und hatte dabei den Namen des heiligen Joseph angenommen, um mit diesem Namen den Unsechtungen um so fester entgegenzutreten,

die ihr das Probejahr bot. So schlief sie unter Männern, aß und trank mit ihnen und entblößte vor ihnen ihren Rücken zu den Schlägen der Geißel. Wohl war sie ein Mädchen von ernstem Sinn, um aber ihr Geschlecht nicht erkennen zu lassen, führte sie zuweilen vor ihren Genossen etwas leichtfertige Reden.

So führte sie einmal, als der Aufseher abwesend war, den damals vierzehnjährigen späteren Mönch Hermann — er selbst hat es mir erzählt — zu ihrem Trinkbecher und sagte: „Wir wollen auf dem Spiegel des Weines untersuchen, wer von uns beiden das hübschere Gesicht hat!“ Und als nun beide ihre sich widerspiegelnden Gesichter ansahen, fragte sie: „Hermann, wie gefällt dir mein Gesicht?“ „Dein Rinn ist gestaltet wie das Rinn eines Weibes,“ antwortete der Jüngling, worauf sie scheinbar gekränkt hinausging. Beide aber erhielten Schläge wegen des verletzten Schweigens.

Von Versuchungen ihrerseits habe ich nichts gehört, ich weiß aber, daß sie für andere die Ursache dazu wurde. Als sie nämlich kurz vor ihrem Ende erkrankte und der Schwäche wegen ins Bett getragen wurde, meinte ein Mönch zu den Umstehenden: „Dieser Mensch ist entweder ein Weib oder der Teufel, denn so oft ich ihm ins Angesicht gesehen habe, versiel ich der Versuchung.“ Dann wurde der Prior gerufen, dem sie einige leichte Vergehen beichtete und dem sie, als er fragte, ob sie sich je mit dem andern Geschlecht zu schaffen gemacht hätte, antwortete: „Niemals.“

Dann erzählte sie ihm, so wie ich es eben getan, ihre ganze Lebensgeschichte, verschwieg aber, daß sie ein Weib sei. Der Prior erstaunte höchlich und sagte: „Bruder, was du mir eben erzählt hast, liegt fast außer dem Bereiche des Möglichen. Wie willst du mir beweisen, daß du wahr gesprochen?“ „Heute,“ antwortete sie, „sind es gerade zwei Jahre, seit jener Engel des Herrn mir meine Todesstunde verkündete. Ich weiß, an wen ich geglaubt habe, und ich habe den Glauben bewahrt. Wenn ich aber an meinem Todestage nicht für so lange die Sprache verliere, als eine Messe dauert, so braucht Ihr mir keinen Glauben zu schenken. Wenn ich gestorben bin, dann werdet Ihr an mir ein Wunder erschauen.“

Nach diesen Worten gab Hildegund ihren Geist auf. Es war am Mittwoch der Osterwoche am 20. April des Jahres 1188, als die Sonne untergehen wollte. Als nun der Verstorbenen wegen an die Tafel geklopft wurde und der Abt und die übrigen Brüder herbeieilten, wurde ihr Leib zum Waschen entkleidet und da zeigte sich, daß Bruder Joseph ein Weib gewesen war. Da geriet alles in gerechtes Staunen, und man ließ das Wunder dem Priester melden, welcher die Kommendation zu lesen hatte; dieser änderte nun in seinem Text das Wort Mönch in Nonne und das Wort Bruder in Schwester.

Als man dann den Namen der Verstorbenen ins Totenbuch eintragen wollte, schrieb man, weil man ihn nicht kannte: „Am 20. April starb zu Schönau eine Magd Christi.“ Nach einigen Tagen ward aber der Wunsch unter den Brüdern rege, den Namen kennen zu lernen, und man schickte in die Umgegend von Köln, woher Hildegund nach ihrer Angabe stammte. Überall zog man fleißig Erkundigungen über ihre Verwandtschaft ein, und endlich fand sich eine alte Frau, die sich als Verwandte der Verstorbenen auswies und angab, sie habe Hildegund geheißsen. Und bei der Einweihung einer neuen Kirche zu Schönau, die vor einigen Jahren fertiggestellt wurde, erfuhr das Volk von den wunderbaren Tugenden der Verstorbenen, weshalb ihr Grab fleißig besucht wurde und besonders viele Frauen sich ihrer Fürbitte empfahlen. —

Ein frommer Mann hat mir erzählt, daß der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Vater des vor zwei Jahren verstorbenen Landgrafen Hermann, einem schweren Irrtum anheimgefallen sei, der nicht nur dem Heil seiner Seele, sondern auch der Habe seiner Untertanen große Gefahr brachte. Ludwig war nämlich ein Räuber und Tyrann, der sich die härtesten Bedrückungen gegen sein Volk erlaubte und auch der Kirche viele Besitzungen widerrechtlich entriß. Er wurde deshalb oft von frommen Männern getadelt.

Einst sprach der Priester in der Beichte eindringlich zu ihm von der Strafe der Bösen und dem Ruhme der Auserwählten, da erhielt er vom Landgrafen die bedauernswürdige Antwort: „Wenn ich dazu bestimmt bin, so ist keine Sünde imstande, mir das Himmel-

reich zu nehmen; ist mir aber das Gegentheil bestimmt, so mag ich Gutes tun, so viel ich will, und ich werde doch nicht ins Himmelreich kommen.“

Unser alter Mönch Konrad von Heisterbach, der aus Thüringen stammt, hat mir oft erzählt, daß der Landgraf das Wort des Psalmisten: „Der Himmel des Himmels gehört dem Herrn, die Erde aber hat der Herr den Menschenkindern geschenkt“, wie ein Sprichwort zu seiner Entschuldigung denen gegenüber im Munde führte, die ihn tadelten. Er war nämlich nicht ungebildet und daher um so mehr verhärtet. Ermahnten ihn aber fromme Leute und sagten: „Herr, sorget für das Heil Eurer Seele und höret auf zu sündigen, auf daß nicht Gott in seinem Zorne den Sünder hinwegraffe,“ dann gab er zur Antwort: „Ist die Stunde meines Todes gekommen, so werde ich sterben. Ich kann jenen Tag weder durch ein wohlgefälliges Leben hinausschieben, noch durch böses Tun beschleunigen.“

Da hatte Gott in seinem großen Mitleid im Sinne, ihn von diesem bössartigen Irrtum zu heilen und wieder auf den rechten Weg zu bringen, und deshalb schickte er ihm eine gefährliche Krankheit. Der Arzt des Landgrafen war ein tüchtiger und gewissenhafter Mann, der nicht nur in der Heilkunde, sondern auch in der Theologie außergewöhnliche Kenntnisse besaß. Dieser wurde jetzt zum Kranken gerufen.

Der Landgraf sagte zu ihm: „Du siehst, ich bin schwer krank. Wende deine Kunst an, daß ich wieder genesen kann.“ Der Arzt dachte an jenen keiserischen Irrtum und antwortete: „Herr, wenn die Stunde Eures Todes geschlagen hat, so kann Euch meine Kunst doch nicht dem Untergang entreißen. Sollt Ihr aber an der jetzigen Krankheit nicht sterben, so ist meine ganze Arzneikunst überflüssig.“

Der Landgraf versetzte: „Wie kannst du mir diese Antwort geben? Erhalte ich keine sorgfältige Pflege und gibst du mir keine diätetischen Vorschriften, so ist es möglich, daß ich von mir selbst wie auch von unerfahrenen Menschen vernachlässigt werde. Und dann muß ich vor der Zeit sterben.“ Der Arzt freute sich sehr über diese Worte, denn er fand nun Gelegenheit, einmal eindringlich mit dem Herrn zu sprechen.

„Herr Landgraf,“ sagte er, „wenn Ihr glaubt, daß Euer Leben durch die Arzneikunst verlängert werden kann, warum weigert Ihr Euch, dasselbe von einem bußfertigen Leben und von den Werken der Gerechtigkeit anzunehmen, die doch Heilmittel der Seele sind? Ohne solche stirbt die Seele, ohne solche gelangt niemand zu der Gesundheit, die uns das künftige Leben verspricht.“ Das Gewicht dieser Worte veranlaßte den Landgrafen zum Nachdenken, und er fand, daß der Arzt richtig gesprochen hatte.

„Ich wünsche,“ sagte er, „daß du künftig auch der Arzt meiner Seele bist, denn durch deinen ärztlichen Rat hat mich Gott von einem großen Irrtum befreit.“ Freilich waren das nur Worte, denn was der Landgraf damals versprach, hat er nicht gehalten. Doch welches Ende er gehabt hat und mit welcher Sündenlast er gestorben ist, das kann der Leser im folgenden an den höllischen Qualen ermessen, die dem Fürsten als Strafe für seine Sünden aufgegeben worden sind.

Unser alter Mönch Konrad, der nun beinahe hundert Jahre alt ist und, wie ich schon gesagt habe, aus Thüringen stammt, hat mir vielerlei von Ludwig erzählt. Konrad war nämlich, bevor er ins Kloster eintrat, im Waffenhandwerk wohl erfahren und hatte in dieser Zeit manches über den Landgrafen gehört. Als dieser starb, hinterließ er zwei Söhne, Ludwig, der auf der Kreuzfahrt Kaiser Friedrichs ums Leben kam, und Hermann, der seinem Bruder in der fürstlichen Würde folgte und vor kurzem starb.

Dieser Ludwig war ein lebenswürdiger und menschenfreundlicher Mann und weniger Tyrann als seine Vorgänger. Er erließ einst einen merkwürdigen Aufruf des Inhalts: „Lebt ein Mensch, der mir sicheren und wahrheitsgemäßen Bericht über die Schicksale der Seele meines Vaters geben kann, so bin ich bereit, ihm dafür ein schönes Gut zu schenken.“ Davon hörte ein armer Rittersmann, der hatte einen zum geistlichen Stande gehörigen Bruder, der früher in der Zauberkunst wohl erfahren war. Als der Ritter seinem Bruder den Aufruf des Landgrafen mitgeteilt hatte, sagte dieser: „Lieber Bruder, einst habe ich den Teufel durch Beschwörungen zitiert und von ihm erkundet, was ich wissen wollte. Es ist aber

schon lange her, daß ich auf Gespräche mit ihm und überhaupt auf solche Künste Verzicht geleistet habe."

Aber der Ritter drang in ihn und führte ihm seine Armut eindringlich ins Gedächtnis und sprach mit ihm von der ausgesetzten Belohnung. Da ließ sich der Geistliche endlich erweichen und rief den Teufel herbei. Dieser erschien und fragte, was zu Begehr stehe. Der Geistliche antwortete ihm: „Es tut mir wirklich leid, daß ich seit so langer Zeit den Verkehr mit dir aufgegeben habe. Bitte, sage mir, wo sich jetzt die Seele meines Herrn, des verstorbenen Landgrafen, befindet!“

Darauf der Teufel: „Wenn du mich begleiten willst, so komme mit, du sollst ihn sehen!“ „Ja, ich möchte ihn gern sehen, wenn das ohne Gefahr für mein Leben geschehen könnte.“ „So schwöre ich denn bei Gott und bei seinem furchtbaren Gericht: Vertraust du dich meiner Leitung, so will ich dich dorthin sicher führen und hierher zurückgeleiten.“

Darauf überließ der Geistliche seinem Bruder zuliebe seine Seele der Gewalt des Teufels, und dieser nahm ihn auf seinen Nacken und setzte ihn in kurzer Zeit vor dem Tore der Hölle nieder. Der Priester schaute hinein und erblickte an den verschiedenen Örtlichkeiten nur graufige Dinge und furchtbare Strafen. Darunter sah er einen Teufel von schrecklichem Aussehen auf einem Brunnen sitzen.

Den Geistlichen schauderte es bei diesem Anblick, der Teufel auf dem Brunnen aber rief dem, der ihn zur Hölle getragen, zu: „Wen hattest du denn eben auf deinem Nacken? Bringe ihn zu mir!“ „Nein,“ erwiderte jener, „es ist unser Freund, und ich habe ihm bei deiner großen Macht geschworen, ihn nicht zu verletzen, sondern ihm die Seele des Landgrafen, seines früheren Herrn, zu zeigen. Dann will ich ihn heil zurückführen, damit er überall deine außerordentliche Macht rühmen kann.“

Jener Teufel hob nun den feurigen Deckel empor, auf dem er saß, und blies auf einer ehernen Trompete so gewaltig in den Brunnen hinab, daß der Geistliche meinte, die ganze Erde müßte erzittern. Es dauerte geraume Zeit, da schlugen aus dem Brunnen

Schwefelflammen empor, und mit ihnen erschien der Landgraf, der sich dem Geistlichen bis zum Halse zeigte. „Hier bin ich,“ sagte er, „der unglückliche Landgraf, dein einstiger Herr. O, wäre ich nie geboren!“ „Ich bin,“ sprach der Geistliche, „von Eurem Sohn geschickt, um ihm Kunde von Euch zu bringen. Wenn Euch aber irgend etwas zu helfen vermag, so laßt es mich wissen und schenkt mir Vertrauen.“

Der Fürst antwortete: „Du siehst, in welchem Zustand ich bin, doch in etwas kannst du mir helfen. Wisse, wenn meine Söhne die Güter der und jener Kirchen — er nannte letztere dem Namen nach — die ich unrechtmäßig an mich gerissen und den Söhnen als erblichen Besitz hinterlassen habe, wieder herausgeben wollten, so würden sie mir für meine Seele eine große Erleichterung verschaffen.“

Als der Geistliche meinte, daß man ihm nicht trauen würde, wenn er solches sage, so versetzte der Landgraf: „Ich will dir ein Zeichen mitgeben, das außer mir und meinen Söhnen niemand kennt.“ Er gab ihm das Zeichen und tauchte in den Brunnen zurück. Der Geistliche aber wurde vom Teufel wieder in die Heimat gebracht; er war freilich so blaß und elend, daß ihn niemand erkannte.

Als bald ging er an den Hof, wies sein Zeichen auf und erzählte, was er gesehen hatte. Genügt hat es ihm freilich nicht viel, denn Ludwigs Söhne wollten von der Rückerstattung der Kirchengüter nichts wissen. Allerdings sagte der jüngere Ludwig: „Da ich das Zeichen habe, so muß ich wohl glauben, daß du meinen Vater gesehen hast. Und so will ich dir den versprochenen Lohn nicht vorenthalten.“

Der Geistliche erwiderte: „Herr, den Hof, den Ihr versprachet, könnt Ihr behalten, denn ich werde nur noch darauf bedacht sein, mein Seelenheil zu fördern.“ Und er ließ wirklich alles im Stich, was er besaß, und wurde Mönch im Zisterzienserorden. Fortan verachtete er es, irgend welche weltliche Arbeit zu übernehmen, um dereinst den Strafen in der Ewigkeit zu entgehen.

Landgraf Ludwig war, wie wir aus früherem wissen, ein schrecklicher Tyrann: Als die Stunde seines Todes kam, befahl er seinen

umstehenden Freunden: „Sobald ich tot bin, kleidet mich in die Rutte eines Zisterziensermönches, aber gebt aufs schärfste acht, daß dies nicht geschieht, solange ich noch lebe.“ Man führte seine letzte Bestimmung aus und bekleidete seine Leiche mit der Rutte.

Als dies einer seiner Ritter sah, sagte dieser ironisch zu seinen Standesgenossen: „Fürwahr, es ist doch keiner meinem verstorbenen Herrn an Tugend gleich! Als er noch den Harnisch trug, hatte er nicht seinesgleichen an ritterlicher Tapferkeit. Seitdem er Mönch geworden ist, ist er für alle ein rechtes Muster in der Zucht. Seht doch, wie streng er das gebotene Stillschweigen hält, kein einziges Wort spricht er!“

Als aber die Seele des Fürsten ihren Körper verlassen hatte, wurde sie vor den Fürsten der Hölle gebracht, wie jemand deutlich erfahren hat. Der Teufel saß damals auf einem Brunnen und hielt in der Hand einen Becher; er sprach so zum Landgrafen: „Glück zu, daß du kommst, mein geliebter Freund. Zeigt ihm unsere schönen Speisezimmer, unsere Apotheken und unsre Kellereien, sodann bringst ihn wieder zu mir!“

So wurde der Unglückliche zur Besichtigung der Höllenstrafen umhergeführt, wo er nichts anderes bemerkte als Weinen, Heulen und Zähneklappern. Als er zurückkehrte, sprach der Teufel zu ihm: „Freund, trinke aus meinem Becher.“ Er weigerte sich standhaft, das nützte ihm aber nichts, er wurde schließlich zum Trinken gezwungen. Da brachen ihm Schwefelflammen aus den Augen und der Nase. Dann sagte der Teufel: „Nun sieh in meinen Brunnen, seine Tiefe ist ohne Grund.“ Er nahm den Deckel ab und stürzte den Unglücklichen hinab, so daß dieser verschwand. Das ist derselbe Brunnen, in welchem später der Geistliche den Landgrafen gesehen hat.





Bücher der Weisheit und Schönheit

Herausgegeben von

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

In Serie I erschienen:

Die Heilige Schrift. Von
Pfarrer Erwin Gros

**Kants Kritik der reinen
Vernunft.** Von Prof. Dr.
August Meßner

Brüder Grimm. Von Prof.
Dr. Max Koch

Abraham a Santa Clara.
Von Richard Zoosmann

Bogumil Goltz. Von Fritz
Lienhard

Montesquieu. Von Dr. Erich
Meyer

Marim Gorki. Von August
Scholz

Lucian. 2 Bde. Von J. E. Frhr.
v. Grotthuß

Beethovens Briefe. Von
Dr. Karl Stord

**Maffingers „Herzog von
Mailand“.** Von Prof. Dr.
Hermann Conrad

Karl von Firds. Von J. E.
Frhr. v. Grotthuß

In Serie II erscheinen im Jahre 1905:

Was sagt Christus? Von
Pfarrer Erwin Gros

Was sagt Goethe? Von
Prof. Dr. Th. Uchelis

**Schillers Gesch. des 30j.
Krieges und Gesch. der
Unruhen in Frankreich.**
Von J. E. Frhr. v. Grotthuß

**Schillers Geschichte des
Abfalls der Niederlande.**

Von J. E. Frhr. v. Grotthuß

Schiller in seinen Briefen.

Von Prof. Dr. Joost

**Schillers philosophische u.
ästhetische Schriften.**

Von J. E. Frhr. v. Grotthuß

Kants Ethik. Von Prof.

Dr. August Meßner

Alären und Satiren aus
dem Lateinischen. Von Dr. M.
Manitius

Alexander v. Humboldt.

Von Paul Schettler

Hans Sachs. Von Richard
Zoozmann

Montaigne. Von Dr. Erich
Meyer

Mozart. Von Dr. R. Storch

In Vorbereitung:

Herder

Wieland

Lessing

Hölderlin

Winckelmann

Tieck

Brentano

Fichte

Pestalozzi

Jean Paul

Hippel

Tauler

Fischer

Meister Eckard

Böhme

Kierkegaard

Augustin

Plato

Plutarch

St. Beuve

Michelet

Bossuet

Chateaubriand

Darwin

Jeder Band geb. 2 Mk. 50 Pf. 12 Bände einer Serie 24 Mk.

===== Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart =====



Vom Herausgeber des Türmers und des „Türmer-Jahrbuchs“

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

erschieden folgende Werke:

Der Segen der Sünde. Geschichte eines Menschen.

8.—10. Tausend. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. ~~~~

3.—4. Tausend. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Gottfuchers Wanderlieder. Dichtungen. ~~~

2. Tausend. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Literatur unserer Zeit. ~

11.—12. Tausend. 5 Mk. 50 Pf., geb. 7 Mk., in Halbfranz 8 Mk.

Türmer-Jahrbuch 1902—1904. Original-Leinwandband je 6 Mk. ~

Jahrgang 1905. Original-Leinwandband 8 Mk.

== Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. ==



Preis vierteljährlich 4 Mk. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt, auf Wunsch auch vom Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Es dürfte hier am Platze sein, denjenigen, welche nach des Tages Arbeit eine Lektüre suchen, die ihren Gedanken einen höheren Schwung gibt und in die brennendsten Fragen des modernen Denkens einführt, einen Hinweis zu geben auf die bei Greiner & Pfeiffer erscheinende Monatsschrift: „Der Türmer“, herausgegeben von Freiherrn von Grotthuss, dem bekannten Verfasser des „Segens der Sünde“ und der „Probleme und Charakterköpfe“. Für Gemüt und Geist will der Türmer seine Kräfte bewegen. Deshalb zieht er auf der einen Seite die höchsten geistigen Probleme in seine Arbeit hinein: die bedeutendsten naturwissenschaftlichen wie philosophischen Fragen finden hier ihre Erörterung, aber nicht in der Art wissenschaftlicher Abhandlungen, sondern in frischer, farbenschwelliger, pulsierender Sprache. Besonders aber will der Türmer dem Gemüt sein Recht widerfahren lassen in dieser Zeit des reflektierenden und sezierenden Verstandes. Deshalb tritt er ein für die Ideale des deutschen Gemüts. Zum „Sehen geboren“, fühlt sich der Türmer berufen, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Kunst, der Malerei und Skulptur, der Musik und Literatur, darzustellen und zu beurteilen. Auch über bedeutende Ereignisse und Merkwürdigkeiten wird ein — wir dürfen es von Herzen sagen — wahrheitsgewaltiges, schneidig-unerschrockenes, und doch von Patriotismus glühendes Urteil gesprochen. Vor allem aber fühlt sich der Türmer „zum Schauen bestellt“. Er hebt das Auge aus der Erscheinungen Flucht zum Glanz der ewigen Gestirne; sein Hornruf ist nicht bloss ein Wächterstoss, sondern ein Wehklag wie aus der Ewigkeit! Es ist eine gewaltige, zukunftsbedeutsame Mission, welche der Türmer angetreten hat: er unternimmt es in dieser Zeit des Goldgläubens und der Mammonsreligion dem zerfahrenen Geschlecht von heute einen Weckruf ins Ohr zu schmettern, und zu zeigen, dass der alte Moloch des Materialismus so gar hohl sei und auf löthernen Füßen stehe. — Wir für unser Teil müssen bekennen, dass die Lektüre des Türmers uns unentbehrlich wie das tägliche Brot geworden ist.

(Evang. Kirchen-Blatt f. d. N.-L.)

In ähnlichem Sinne haben sich zahlreiche angesehene Blätter des In- und Auslandes geäußert.

